

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 20.

Dienstag, 25. Januar.

1916.

(Schluß.)

Serenissimus.

(Nachdruck verboten.)

Eine Geschichte aus dem Rokoko von Felix v. Stenglin.

Serenissimus ließ sich eine Zeitlang nicht gern an diese Vorgänge erinnern, die scheinbar mit einer Art Rückzug für ihn geendet hatten. Ihm war, als habe er ein wohlweislich verschlossen gehaltenes Gefäß unvorsichtigerweise geöffnet und damit wilde Geister befreit, die dann in wilden Tänzen empordrängten und sich nicht wieder einfangen lassen wollten. Aus diesen Tagen und der darauf folgenden Zeit besaß er 422 Patentfinder. Etwa die Hälfte führte den Namen Ludwig oder Christoph, die andere Hälfte hieß Luise oder Christophine. Das kostete nicht wenig. Und der Herzog fragte sich manchmal mit Bangen: was wird die Geschichte dazu sagen?

Nun, die Geschichte ging darüber hinweg. Der Herzog aber hatte später selbst manche Freude an seinen Patentfindern, als mit seinem vorschreitenden Alter und mit größerer Entfernung von den Ereignissen die Stimmung darüber sich in ihm änderte. Er konnte manchmal geradezu einen gewissen Stolz empfinden, wenn er in seinen Händen schön gewachsene, tüchtige junge Leute antraf, die Ludwig oder Christoph, Luise oder Christophine hießen. Es war fast wie eine Art Vaterstolz, wenn er lächelnd sagte: „Das war damals — ja, hal!“ Dies „Damals!“ wurde ihm zu einer Periode unendlich fruchtbaren Wirkens, gesunder Tatkraft.

Der Erlaß bestand immerfort, wurde nicht aufgehoben, aber auch nicht mehr angewendet.

Nach vielen Jahren sah Serenissimus einmal an einem Abend im Zimmer seiner Schwester. Prinzessin Emilie war schon ganz taub und gedächtnisschwach, die Unterhaltung wurde meist vom Herzog und der alten Oberhofmeisterin geführt, obgleich diese nicht gerade regsamere, vielleicht aber etwas mißvergnügte war. Dunkelstein war schon tot. „Er war ein Ehrenmann“, pflegte der Herzog von ihm zu sagen: „Wir haben niemals Meinungsverschiedenheiten gehabt, niemals!“

In diesem Abend also kam die Rede auf eine Tochter der Barbara Pfisterin, verheiratete Ellerin. Ihr Mann war an Stelle des Vaters Hofgärtner, und sie besorgte die Wäsche für die Damen. Nun sollte schon die älteste Tochter — sie hieß Christophine — in den Dienst des Schlosses treten. Seine Durchlaucht sprach sonst in Gegenwart der Damen höchst ungern über delikate Dinge, aber die Schwester war taub, und die Ginster so alt — nun so alt, daß man alles sagen konnte. So meinte er denn, nicht ohne wohlgefälliges Lächeln:

„Ja, hal! Damals prophezeite man, es werde fürchterliches Unheil aus meinem Erlaß hervorgehen. Ich bitte Euch, ma chère, seht Ihr etwas davon? Wie?“

„Eh bien!“ fuhr der Herzog fort. „Nehmen Sie die Mutter dieser Christophine! Ein reizendes Mädchen übrigens zu ihrer Zeit, die Mutter. Augen! Würdig einer Dame! Schön! Sie läßt sich von ihrem Manne prügeln und schenkt ihm ein Kind nach dem andern. Ist das nicht — wie? — ist das nicht der normale Zustand? Bah!“

„Gmhmm!“ lachte die alte Ginster schwerfällig herüber, daß sie dem Hofe ihr Leben geopfert hatte, waren die Tage stillen Entjagungsfriedens gefolgt. Es hatte alles so kommen sollen und kommen müssen, und es war gut so.

„Nur: eine sehr glückliche Ehe!“ fuhr der Herzog fort, stolz über den Erfolg, den er bei der alten Dame mit seinen Betrachtungen erzielte. „Nun aber denkt an unsere Damen von damals, meine liebe Ginster! Ja, hätte man gedacht, daß sich die Täden überhaupt entwirren lassen würden? Wie?“

„Niemals!“ gestand die Ginster. „Als Beronika, dies schöne schwärmerische Kind, mir gestand — das arme Ding! Es war ein fürchterlicher Tag. Und ich war's, die ihr riet, zu Eurer Durchlaucht zu gehen.“

„Ihr, Ginster? Ihr?“

„Ja, ja, ich, ich! Und daher bin ich auch eigentlich die Urheberin von allem gewesen.“

„Sieh', sieh'! Ihr, liebe Ginster!“

„Ja, so wahr ich hier sitze. Seht hin, sagte ich zu Beronika, und erinnert ihn an seine Order. Ja, so sagt' ich. Und nun sind sie bald zwanzig Jahre verheiratet!“

„Zwanzig Jahre! Wobon man allerdings die Jahre abrechnen müßte, die er in österreichischen, holländischen und spanischen Diensten oder zwischen durch im Troß einer schönen Frau verlebte.“

„Jedenfalls kehrte er immer zu ihr und ihren beiden prächtigen Söhnen zurück. Und sie war klug, sehr klug und wurde mit den Jahren — je mehr die Leidenschaft nachließ — immer klüger, so daß er, wie mir neulich seine Verwandte erzählte, manchmal schon ein halbes Jahr daheimgeblieben ist.“

„Ja, ja“, meinte Serenissimus, „wer hätte das jemals gedacht, wie? Denn das Gefährlichste war, daß er die andere liebte, und zwar mit dem ganzen Ungestüm der Jugend, und daß Himmelsport obendrein seine Frau liebte, und daß Aglaja!“

„Ach, Aglaja!“ warf die Ginster mit einem Blick auf den Herzog ein.

„Freilich, freilich! Und doch sind Rabenhorst und seine Frau so glücklich geworden, wie es bei seinem Naturell möglich war. Aber Mühe hat's gekostet, ich versichere Euch. Jedenfalls seht Ihr, daß die Ehen, die unter einem höheren Willen zustandekommen, auch nicht unglücklicher sind als andere.“

„Wahrscheinlich glücklicher“, antwortete die Oberhofmeisterin. „Denn andere Menschen urteilen immer klarer als die Betroffenen selbst.“

„Mit Ausnahmen. Es gibt eine wunderbare Klarheit, die in Zeiten lebhaften Gefühls so-disant visionär das Richtige trifft, allen praktischen, nüchternen Erwägungen zum Troß. Aber freilich, das sind Ausnahmen.“

Sie schwiegen eine Weile. Dann begann die Ginster, indem sie ihre Handarbeit auf den Knien glatt strich:

„Euer Durchlaucht haben vorhin Aglaja erwähnt.“

Ich dachte auch, sie wäre glücklich geworden."

"Meint Ihr, liebe Ginster? Wir wollen es hoffen."

"Ich dachte, ihre zehn Kinder wären der Beweis davon."

"War es schon das zehnte? Mein Gott!"

"Herr von Himmelstort ist als Zeremonienmeister in Braunschweig ganz an seinem Platz, und doch, wie ich höre, der einfache, treuherzige Mensch von ehedem geblieben, nur daß die jugendliche Schwärmerei und modische Geziertheit neben seiner Aglaja und in der großen Welt von ihm abgefallen sind wie die Eierschalen vom Küchlein. Ich hatte ihn sehr lieb, den guten Himmelstort."

"Ein vortrefflicher Mann! Zehn Kinder! Und die kleine Aglaja!"

"Die kühnsten Mädchen werden ja die besten Mütter, heißt es. Und sie soll übrigens noch immer ein reizendes Frauchen sein."

"Sol Die kühnsten Mädchen . . . Nun ja, Ihr meint wirklich?"

Serenissimus erhob sich, ging auf und nieder, trat ans Fenster. Ein wenig besorgt folgte Prinzessin Emilie ihm eine Weile mit ihren Blicken, dann sädelte sie einen neuen Faden für ihre Arbeit ein. Fräulein von Ginster aber saß neben ihr und häfelte. Langsam bewegte sich der Perpendikel der großen Standuhr in der Ecke, Tick — tack! Und die Pariser Stuhluhr auf der geschweiften Kommode wiederholte zwischendurch ohne Aufhören ihr bewegliches Ticktack, Ticktack. Die Bilder der Eltern des Herzogs und der Prinzessin Emilie sahen aus ihren goldenen Rahmen über dem geblümten Sofa ernst sinnend in die Dämmerung.

In dem Herzog regte sich die philosophische Ader. Die Natur — die menschliche Eingriffe. Was war nun das Rechte? Mit diesen Erwägungen war er nie recht zu Ende gekommen. Auch diesmal kam er mit der alten Oberhofmeisterin zu keinem Resultat. Die Prinzessin fragte nach dem Thema, Fräulein von Ginster sagte es ihr durchs Hörrohr und glaubte unendlich genug gewesen zu sein, um die Prinzessin von weiteren Fragen abzuhalten. Diese aber, fast abgeschlossen von der Welt durch ihre Taubheit, führte ein viel reicheres Innenleben als früher, verstand schneller und urteilte aus ihrer unabgelenkten Natur heraus klarer als manch anderer, der noch mitten im Leben stand. Nach einigem Besinnen sagte sie leise und nachdrücklich:

"Die Natur macht Eingriffe, und unsere Eingriffe sind Natur. Es kommt alles von Gott, wir haben nichts getan."

Da nickte Serenissimus langsam vor sich hin.

Herzog Ludwig Christoph wurde sehr alt. Er starb, geliebt und bewundert von seinen Untertanen, besonders von den Frauen, die es ihm nie vergaßen, daß er einst für sie eingetreten war. Sein Nefse, der „Pflicht-mensch ohne douceur“, war noch vor ihm hingegangen. Heute gehört sein Rändchen zu einem benachbarten größeren Staat. Das Residenzstädtchen hat sich nicht sehr verändert, und auch das Schloß steht noch im alten Park. Aber es ist verlassen, die Räden sind geschlossen und werden nur zweimal im Jahre zur großen Reinigung geöffnet oder wenn Besucher kommen, die das Innere sehen wollen. Das geschieht aber selten, denn das Städtchen liegt abseits von den großen Verkehrs-linien. Der Wein geht bis unters Dach hinauf. Das Tempelchen ist von Efeu ganz eingehüllt. Dazwischen, wie überall im Garten, wuchern wilde Rosen. Es gibt viele Singvögel, und auch Nachtigallen schlagen in jedem Frühjahr am Teetempel und an der Ruine.

Dem Besucher zeigt der Kastellan einige Zimmer. Besondere Beachtung findet allemal der sogenannte Gartensaal mit den gestickten Möbeln.

„Der selige Herzog soll ein wunderlicher Herr gewesen sein“, so erzählte der Kastellan. „Diese Möbelüber-züge hat er alle zu seiner Kurzweil selbst gestickt, lauter Rosenmuster. Sie sagen ja im Land, er hätt' die Frauen sehr gern gehabt. Draußen auf'm Acker, rechter Hand

vom Aßlinger Tor, findet der Herr 'nen Hügel, den habe die Frau nach und nach von Steinen zusammen-ge-trage zu seinem Gedächtnis, und jede, die vorüber-gegangen ist, hat ein Steinle dazugelegt. Und so ist ein großer Hügel draus geworden, und — wie's komme ist, weiß niemand — da hat sich a Rose, wohl vom Schloß-garte her, hingefamt, und jetzt ist der ganze Hügel von Rosenzweigle bedeckt. Das ist e Sebenswürdigkeit vom Städtle, der Herr müßte sich's anschau'n. Da drüben in der Stadtkirch' ruht der selige Herzog neben seiner Schwester, der Prinzessin Emilie. Sie hat ihn nimmer lang überlebt, ein halb Jahr . . ."

Wenn der Herbstwind durch das rote Weinlaub streicht, und die letzten Rosenblätter von den Büschen flattern und die Sonnenstrahlen durch die Lichter wer-denden Baumkronen fallen, dann ist es, als sprächen Schloß und Garten von der alten Zeit, von dem eigen-willigen und doch gütigen Herzog und seiner Schwester, die nur in Bewunderung seiner Person lebte, von der brummigen Ginster, dem selbstbewußten, treuen Dunkel-stein, von dem derben Rabenhorst und der leidenschaft-lichen Veronika, dem behenden, sanften Himmelstort und der zierlichen holden Aglaja.

Aglaja! Ist es nicht, als klänge noch immer der Lockruf durch den Garten: „Aglaja! O komm', holde Aglaja!“ . . . ?

Und drüben von der Stadtkirche her klingt das alte Glockenspiel . . . „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

Alles erzählt von den Tagen, da in jenen Menschen Wollen und Wünschen lebendig waren, und blühendes Leben sich hier abspielte — in Formen, die uns heute fremd und sonderbar anmuten mögen. Und doch waren alle von demselben Stoffe wie wir. Und wenn sie in unsere Tage und unser Wesen hineinblicken könnten, ob sie dann auch lächeln würden? . . . Ja, ja!

— Ende. —

Mein Besuch bei Nikita.

I.*)

Vier Jahre nachher zog's mich neuerdings in die schwarzen Berge, doch beschloß ich, diesmal womöglich mit dem Fürsten selbst Freundschaft zu schließen.

Also ich fuhr zunächst nach Cattaro. Dort frühstückte ich im Rivacafé des Cavalliere Dojmi, nahm einen Bektur: auf und handelte ihm den schamlosen Preis von 60 Kronen bis Cetinje auf 40 Kronen und ein Trinkgeld herunter. Dann bestieg ich frohgestimmt seine Armsünderfuhrer und fuhr los — ohne zu ahnen, daß das Temipo meiner Rückfahrt ein weitaus beschleunigteres sein sollte als das der Hinfahrt.

Cattaros letztes Fort aus Ventionerzeit, die Santa Trinità passierend, kommt mein Gefährt auf der steilen Ser-pentinstraße bergan über den Lovtschenfattel und erreicht in einer Höhe von 1280 Meter den Njegoscher Gipfel. Tief unter mir lag nun Montenegro gleich einer Reliefkarte. Silberne leuchtete der Spiegel des Skutarisees und die Gletscher der albanischen Berge herauf, in scharfumrissenen Konturen zeichneten sich die Gipfel der Bergkette von Antivari vom staubblauen Himmel ab; — weit im Hintergrund beschloß der lange, Novibazars Grenze bildende Gebirgsgrat den Hori-zont. Links die dichte Gruppe des Doornitor, — die dreifache Grenze zwischen der Herzegowina, Montenegro und des Sandtschaf seligen Andenkens. Eine Straßenkrümmung — das großartige Panorama verschwand, und der Wagen rollte in das Dorf Njegosch, den Stammsitz der gegenwärtigen Dynastie. Dort befindet sich die Villa des Fürsten, die heute als Einfahrthaus das Andenken an die malte Residenz auf-recht erhält. Und hier war es, wo ich ein gar ergötzliches Abenteuer erlebte. Wir wurden von zwei riesigen Kriegern bei dem am Dorfeingange befindlichen Wachhause angehalten, die unsere Pässe verlangten. Mein Wagenführer rüschte ohne Anstand durch, da er den beiden seit langem als Cat-ta-

*) Durch die Eroberung des Lovtschen und Einzug der öster-reichisch-ungarischen Truppen in Cetinje bekommt obige Erinnerung eines österreichischen Offiziers besonder's Interesse. Sie ist mit gütiger Erlaubnis des Verlags R. Thienemann in Stuttgart dem eben in der zweiten Auflage (S. bis 7. Tausend) erschienenen Buch von Nikat Bogdanovic Pascha „Im blutigen Karst“. Erinnerungen eines österreichischen Offiziers aus dem Kriegsjahre 1914, entnommen.

rener, zwischen dort und Cetinje hin und her pendelnder Betturin, bekannt war. Ich aber hatte keinen Paß, da ich nicht baurlaub war und daher wohlweislich schwarz fahren mußte. Da erinnerte ich mich, daß noch just in der Brusttasche dieses Sportgewandes die Rechnung meines Schneiders, eines Wiener Hofslieferanten, stecken müsse, die den kaiserlichen Doppeladler, der ja dem russischen ähnelt, an der Stirnseite trug. Ich suchte und fand sie und hielt sie kurz entschlossen dem einen unter die Nase. Er entfaltete mit ernster Stirne dieses Dokument und las es mit großer Aufmerksamkeit durch, hielt es jedoch verkehrt. Ich konnte nur durch mühsames Verbeugen des Rachens die Situation retten. Als mir aber das Ding zu lange währte, kippte ich mit dem Finger auf den Adler. Da sprang der Wadere zurück und überreichte mir mit einer tiefen Verbeugung meinen Paß wieder. „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ dachte ich mir. Ich stieg zu kurzer Rast in dem fürstlichen Wirtshause ab, an dessen Anblick sich mein Wagenlenker schon von weitem erbaut hatte. In dieser gastlichen Stätte knöpfte mir der Herbergsvater für einen Kognak und ein, vermittels noch vom letzten Türken-einfall verbliebenes Brot den gewiß unter Brüdern zivilen Preis von 4 Kronen ab, was mich während der Weiterfahrt bezüglich meiner montenegrinischen Zukunft recht gedankenvoll stimmte.

Die Sonne stand schon ziemlich tief, als wir Cetinje erreichten. Mein Kutscher fuhr beim „Grand Hotel“ vor, denn er mußte ja wissen, was er tat. Ich aber war mir nicht bewußt, ihm je Böses zugefügt zu haben und hoffte daher, nicht wie in Njegusch abermals einem Straßenräuber ausgeliefert zu sein.

Cetinje ist gar keine Stadt im abendländischen Sinne. Die ständige Residenz des seit dem Einzuge der Medlenburger Prinzen, was verfeinerten Hofes, der Mittelmächtigkeiten, ein großer Marktplatz mit Kaufläden und einer kleinen Terrakotta-Brunnenfigur als einziges „Denkmal“ der Stadt, die Gesandtschaftsgebäude Österreich-Ungarns, Russlands, Italiens und der Türkei, mehrere Konsulate, noch einige Kasernen und öffentliche Gebäude — dies alles in zwei parallelllaufenden Straßen schön geordnet — das ist das Ganze. In Cetinje findet man besonders wenig Eingeborene, die wirklich arbeiten. Hier, in der „Beamtenstadt“, begegnet man allerorts dem großherrslichen Mann, der in materieller Würde die seiner Abteilung zukommenden „Regierungsgeschäfte“ leitet, welche ihm fast den ganzen Tag für den Aufenthalt auf der Promenade oder im Kaffeehaus übrig lassen. Und die wenigen Leute, die als Verkäufer in Geschäften stehen, benehmen sich so, als ob es für jeden Käufer eine Ehre wäre, sein Geld für die schlechte Ware auf den Tisch zählen zu dürfen. Alles dies erzählten mir, während ich im „Grand Hotel“ beim Abendmahle saß, in aller Geschwindigkeit einige omnesende Landsleute. —

Vom „Grand Hotel“ gewinnt man einen Ausblick auf die Mutunskafica — die Ramontagasse —, durch welche ich einen Rundgang mit dem festen Vorsatz antrat, den Fürsten zumindest zu Gesicht zu bekommen; alles andere überließ ich dem Zufall und meiner schon oft bewährten Frechheit.

Das zunächst ins Auge fallende Gebäude ist das von der Zarin Maria Feodorowna gestiftete und erhaltene Mädchen-erziehungsinstitut inmitten eines schattigen Parks. Es beherbergte damals 90 Böglinge, trägt den modernen pädagogischen Anforderungen Rechnung und steht unter der Leitung eines russischen Obersten. Daß ein russophiler Zug durch das ganze Gebäude weht, ist selbstverständlich.

Nachts und links reißen sich die Kleinen, aber auch viel billiger erbauten Ministerien aneinander. Eine Zeile hoher Pappeln entlang gehend, erreichte ich bald die fürstliche Residenz, vor welcher ein Perjanik (Soldat der Leibwache) auf und ab schilberte. Der Residenz, einem recht einfachen einstöckigen Bau, liegt das Palais des Prinzen Mirko gegenüber; weiterhin die Hofkapelle und die alte Residenz „Bijakanda“, in der heute die hohen Gerichtsbarkeiten und Staatsämter untergebracht sind. An der Verglehn des Monastero, die Residenz des Metropolitens der schwarzen Berge.

Hier befinden sich die Gräber der Herrscherfamilie und oben, auf dem überragenden Felsen, erhebt sich das von einem Erbgottler umgebene schlanke Mausoleum, die Ruheshätte des Gründers der Dynastie, Vladika Danilo. Es wurde nach den Entwürfen der Königin Helena von Italien erbaut.

Oft schon hatte ich von der Gepflogenheit des regierenden Fürsten gehört, daß er sich zur abendlichen Zeit auf die Terrasse seiner Residenz hinaussetze und es um diese Zeit

jedem seiner Untertanen gestattet sei, vor ihm mit einem Anliegen zu erscheinen. Obwohl es schon ziemlich spät war, als ich dort vorüberkam, war die Terrasse noch leer.

So ging ich einstweilen weiter, um auf dem Rückweg mein Glück nochmals zu versuchen. Der Abendstern blinkte schon über den Kaminen, als ich wieder an Nikitas Palais vorbeikam, und richtig: da stand schon eine Gruppe unter der mächtigen Platane. Nur einer saß auf einem einfachen Stuhl — Fürst Nikolaus, der hier nach homerischer Art Elreix schlichtete und Recht sprach. Es waren vielleicht zehn Menschen um ihn herum und etwa ebenso viele harrten abseits stehend ihres Vorrufes. Neben dem Fürsten gewahrte ich eine hohe, feingliedrige Frauengestalt in lichtgrauem Kleide, deren ährenblondes Haar, blaue Augen und dunkle Brauen die Merkmale auffallender Schönheit boten.

Es war die Erbprinzessin, die, wie man schon damals in Dalmatien erzählte, ihre dauernde Befriedigung in dieser romantischen Heirat und patriarchalischen Umgebung nicht gefunden und bei der schwierigerbäterlichen Tafel das Zerlegen des gebratenen Hammels mit dem Säbel des Adjutanten auch schon abgestellt haben soll. Ich stellte mich folgerade hin, um von dieser merkwürdigen Sitzung nichts zu veräumen. Und schon am Beginn fand ich alles das bestätigt, was von wohl eindruckswilligen, jedoch der montenegrinischen Sprache gewiß nicht mächtigen Balkanreisenden über diese Audienzen im Abendland übereinstimmend bisher erzählt worden ist: wie angezogen die einfache und zwanglose Weise sei, in welcher die Gespräche zwischen dem Fürsten und seinen hiederen Montenegrinern geführt werden und mit welcher glückstrahlendem Antlitz sich der arme Bauer oder Hirte nach solcher Unterredung von seinem bis zur Abgötterei verehrten Gopodar wieder entferne.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Kapitulieren und Kapitulation. Die Waffenstreckung Montenegros hat die erste Kapitulation in dem gegenwärtigen Weltkriege gebracht. Die Wörter Kapitulation und Kapitulieren, von denen jetzt überall die Rede ist, so schreibt uns ein Mitarbeiter, haben eine bestimmte engbegrenzte militärische und völkerrechtliche Bedeutung. Einst wurde bei uns namentlich in der Schallsprache vielfach das Fremdwort „kapitulieren“ gebraucht; es ist erfreulicherweise schon längst durch das gut deutsche Wort „widerhaken“ ersetzt worden. Stellt man aber die Worte „kapitulieren“ und „kapitulieren“ nebeneinander, so sieht man, daß sie ganz verschiedenen Bedeutungsgebieten angehören, obwohl sie selbstverständlich auf denselben Ursprung, das lateinische Wort caput (Kopf) und dessen Verkleinerungsform capitulum (Köpfchen) zurückgehen. Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, eine altlateinische Handschrift einzusehen, dem ist es aufgefallen, daß darin jeder neue Abschnitt in ganz entgegengesetzter Weise kenntlich gemacht wird, wie wir es heute tun. Wir rücken beim Schreiben oder beim Drucken die erste Zeile eines neuen Abschnittes ein, so daß diese Zeile kürzer ist als die übrigen; in den alten lateinischen Handschriften aber ragt umgekehrt die erste Zeile am Anfang über die übrigen Zeilen hinaus, so daß sie also länger ist. Von dem Hinausragen der ersten Zeile, die gleichsam ihren Kopf oder ihr Köpfchen (caput oder capitulum) hervorsteckt, bekamen auch die einzelnen Abschnitte ihren Namen, und so kommt es, daß wir heute von Kapiteln sprechen. . . Da ein Vertrag aus mehreren Abschnitten oder Kapiteln besteht, wurden im Lateinischen die Worte capitulare oder capitulatio vorwiegend und dann ausschließlich zur Bezeichnung eines Vertrages angewandt. Im Mittelalter wurde das lateinische Wort capitulatio als Kunstausdruck für einen völkerrechtlichen Vertrag gebraucht; diese Bedeutung hat sich bis in unsere Zeit hinein erhalten in den Kapitulationen, die z. B. die europäischen Staaten mit der Türkei abgeschlossen hatten sowie bei der militärischen Kapitulation, die den im Kriege abgeschlossenen Vertrag über die Übergabe eines ganzen Landes, seiner Armee oder aber eines festen Platzes, eines Truppenteiles oder eines Schiffes an den Kriegsgegner bezeichnet. Hinsichtlich der militärischen Kapitulation bestehen in jedem Lande genau festgelegte Bestimmungen. So bedroht beispielsweise der § 83 des deutschen Militärstrafgesetzbuches mit der Todesstrafe den Kommandanten eines festen Platzes oder eines Schiffes der Marine, der zur

Übergabe schreitet, ohne zur Vermeidung der Kapitulation alles getan zu haben, was die Pflicht von ihm erfordert, im besonderen ohne sämtliche Mittel zur Verteidigung erschöpft zu haben. Zur Zeit der deutschen Söldnerheere führte auch der Vertrag, den ein Obrist mit dem Landesherren über die Errichtung eines Regiments abschloß, den Namen Kapitulation, ebenso der Vertrag, durch den sich der einzelne Soldat zum Dienste in seinem Truppenteil verpflichtete. Dementsprechend heißt heute noch der Vertrag, durch den ein militärdienstfähiger Mann die Verpflichtung übernimmt, über die Zeit der aktiven Dienstpflicht hinaus im Dienste des deutschen Heeres oder der Marine zu bleiben, wogegen ihm bestimmte Einkünfte und Vorteile zugesichert werden, Kapitulation. Diejenigen Soldaten, die eine solche Verpflichtung eingehen, führen den Namen Kapitulanten.

Die militärischen Geistesfächer von Paris. Die unterhaltenden Geschichten über die schon im Frieden sehr häufigen spiritistischen, zukunftsbeschwörenden und mit den Geistern in Verbindung stehenden Unternehmungen in Paris sind in den Kriegsmomenten so zahlreich geworden wie der Sand am Meere. Der Aberglauben der Pariser hat durch die Umstände und Begleiterseinnahmen des Krieges naturgemäß an Verbreitung gewaltig zugenommen, und es kann nicht wundernehmen, daß die Zukunftsseher und Geistesbeschwörer mit diesem Steigen ihrer Aktien Schritt hielten. Fast in jeder Woche wird eine neue Schwindelunternehmung dieser Art aufgedeckt. Das neueste Geistesgeschäft aber, über dessen Enttarnung das „Journal des Débats“ berichtet, arbeitete unter ganz besonderen Umständen, die aus Licht gezogen zu werden verdienen: Seit längerer Zeit erregte das in der Rue de Rivoli gelegene „Hypno-magnetische Institut“ die Aufmerksamkeit der Pariser. Eine Inseratannonce in sämtlichen großen Pariser Zeitungen lud alle Leute, die die Zukunft erfahren wollten, zum Besuche ein. Für eine verhältnismäßig geringe Summe sollte jedem die Zukunft „réflos“ entlockt werden, gleichzeitig sollten die Besucher in die Geheimnisse des Schlafes eingeweiht werden und in vier Stunden erlernen, selbst die unsichtbaren Mächte zu beherrschen. Da die gewerblichen Heilseher nicht sonst die Gewohnheit haben, dies Rätsel ihrer Kunst preiszugeben, kamen die Besucher in Scharen herbei, um an den Sitzungen teilzunehmen, die von zwei — Soldaten abgehalten wurden. Denn die Unternehmer waren tatsächlich Träger der französischen Uniform. Sie hatten allerdings nie die Front gesehen, sondern gehörten nur der prächtig gekleideten, aber friedlichen, republikanischen Garde an, die vor den Pariser Regierungsgebäuden einherparadiert. In ihren Mußestunden warfen sie sich in bescheidenes Zivill, um unter dem Titel von Professoren ihre schwarze Kunst mit Erfolg zu erweisen. Bei dieser Ausübung stand ihnen eine gefällige Freundin bei, die auf Befehl einschloß und dann ein wenig andeutete, dafür aber stets angenehme Orakel verkündete. Liebedürftigen jungen Mädchen versprachen sie baldige Verlobung, den Frauen Einberufener kündeten sie den Umlauf ihrer Gatten, und verfrachten Geschäftsleuten gaulelten sie märchenhafte Kriegsgewinne vor. So ging das Geschäft, und es ging gut, insofern der Gewinn reichlich war. Bis eines Tages eine Dame, die sich von der Treue ihres Gatten überzeugen wollte, dem schönen Zustand ein Ende bereite. Die Prophetin und die beiden Professor-Gardisten schworen, daß es im Himmel und auf der Erde keinen treueren Ehemann gäbe. Doch schon am nächsten Tage erhielt die Dame Beweise für die Untreue ihres Gatten, und in begreiflichem Zorne eilte sie auf die Behörde, um gegen das „Hypno-magnetische Institut“ Anzeige zu erstatten. Der Schluß vom Liede war, daß die unternehmungslustigen Gardisten wegen „Verletzung der militärischen Würde“ zu zwei Wochen Gefängnis verurteilt wurden. Und nunmehr herrscht große Freude unter den Pariser Geistessehern, weil die militärische Konkurrenz vom Schauplatz verjagt wurde.

Deutscher Ruhm auf Korfu. Das schöne Korfu, aus dem Schiffsmärchen der Odyssee als das selige Land der Phäaken bekannt, ist nun durch einen Gewaltstreich und neuen Völkereinsturm zur Operationsbasis streupeloser Kriegsführung gemacht worden. Selbstsame geschichtliche Erinnerungen werden da lebendig. Schon Antiphanes, der Geschichtsschreiber der Langobarden, verzeichnet

968 n. Chr. den Namen Korisus = Korfu, der vom griechischen Koriphos Katt Koruphe = Felsen sich herleitet. Die antike Welt hat mehr als eine Seeschlacht in den Gewässern dieser größten der „ionischen Inseln“ gesehen, von denen aber keine von entscheidender Bedeutung für die Geschichte der Mittelmeerländer geworden ist. Weit interessanter, aber ebenso viel weniger bekannt ist, daß schon einmal ein deutscher Kaiser seine mächtige Hand auf Korfu legte. Es war in einer Zeit tiefen Verfalls des byzantinischen Reiches, unter Kaiser II. Angelos, daß Korfu nebst Kephallenia und Zakynthos vom griechischen Kaiserreiche losgerissen wurden und unter die Herrschaft eines gewissen Margaritones von Brindisi kamen, einer jener merkwürdigen Tyrannengestalten, wie sie nach dem Muster Ezzelino di Romano nur die Stauferzeit und die Renaissance hervorgebracht haben. Margaritones war zuerst Admiral Tancred's von Sizilien gewesen, betrieb dann auf eigene Faust das einträglichere Geschäft eines Seeräubers und trat dann als Herr von Brindisi, Korfu und der gegenüberliegenden griechischen Küste in die Dienste des gewaltigen Heilensaußen Heinrich VI., dessen ungemessene Weltreichspläne vor Byzanz nicht Halt machten. Der Kaiser forderte damals vom dem Vasallenreiche Korfu und dem ganzen Festlande bis Saloniki einen Lehngins von 50 Zentnern Gold, was später bei der notorischen Armut dieser Länder auf 15 Zentner ermäßigt wurde. Aber den Staufer raste nur zu schnell das brennende Fieber Siziliens dahin, Margaritones starb ebenfalls bald, und Korfu vegetierte schlecht und recht unter der byzantinischen Herrschaft weiter, bis nach einem halben Jahrtausend, vor jetzt genau 200 Jahren, ein deutscher Kriegsheld sich auf der Phäakeninsel glänzenden Ruhm erwarb. Der Großkürst Damaß Ali hatte 1715 das den Venezianern gebührende Moria, den Peloponnes der Antike, wieder unter türkische Oberherrschaft gebracht. Für Kaiser und Reich war damit nach dem „heiligen Bund“ von 1697 der Bündnisfall gegeben, und die vereinigte Flotte durchkreuzte denn auch unter päpstlicher Flagge die griechischen Inseln. Der tapfere Verteidiger Korfus, der in venezianischen Diensten stehende Graf Johann Matthias von der Schulenburg, segnete am 19. August 1716 zum Abschied die Inseln. Gemischten Gefühls wegen die Vierverbändler das Marmorordenmal betrachten, das der Senat Venedigs 1718 dem deutschen Feldherrn errichten ließ und das die schlichte schöne Inschrift trägt: „Aloisio videnti“, „dem noch heute Lebenden“. Und wenig erfreut mag heute Herr Asquith daran zurückdenken, daß auf dem Wiener Kongreß 1815 Lord Castlereagh in die Aufgabe des britischen Protektorats über Korfu und die ionischen Inseln willigte. Aber Geschehenes läßt sich nicht ändern und deutscher Ruhm nicht aus der Geschichte Korfus streichen.

Der französische Kriegsstod. Der moderne Krieg, der eine Anzahl neuer Waffen und Kriegswerkzeuge entstehen ließ, hat gleichzeitig auch die ältesten, scheinbar vergessenen, Apparate und Gebrauchsgegenstände zu neuem Leben im Felde erweckt. Die Stahlhelme der französischen Infanteristen erinnern an das Mittelalter, die zum Werfen von Bomben verwendeten Schleudermaschinen gemahnen sogar an die Wurjapparate der klassischen Römer und Griechen. So ist auch der Stod, der gute, alte, friedliche Spazierstod, kriegerisch geworden und ins Feld gelangt, wo er sich bei den Armeen der Alliierten einer außerordentlichen Beliebtheit erfreut. Auch die Stöcke sind, wie in einer zeitgemäßen Plauderei des „Temps“ ausgeführt wird, in England und nunmehr auch in Frankreich der Mobilisation auf die Dauer nicht entgangen. Aber im Gegensatz zu seiner bisherigen Bestimmung baute das Erscheinen des Stodes nicht dahin, daß die Armeen unausgesetzt marschieren, er begann im Gegenteil bei den Franzosen erst eine Rolle zu spielen, als der mehr oder weniger unbewegliche Stellungsstod zu seinen dauernden Rechten kam. Von der Küste im Norden bis zu den Vogesen hielt der Stod seinen Einzug in den französischen Schützengraben. Da die Offiziere in den Stellungen meist keine Säbel tragen, und da der Ausbau der Linien mehr ein Heumattieren als ein Gehen erforderlich macht, wurde der Gebrauch des Stodes immer allgemeiner. Die Soldaten folgten dem Beispiel ihrer Vorgesetzten, und so sieht man jetzt in Paris die heurückten Krieger mit dem Stöcken umhergehen, die im Felde ihre Begleiter sind. . . . Die Stodmode in der französischen Armee scheint aber weniger auf die Eigenart des Schützengrabenkrieges als auf eine Nachahmung des englischen Militärs zurückzugehen, das bekanntlich auch im Frieden statt mit Säbel oder Seitengewehr mit Spazier- und Reitstöcken einhermarschierte. Und wenn dieser Zusammenhang im „Temps“ in Abrede gestellt wird, so geschieht dies wahrscheinlich aus guten Gründen: um zu verbergen, daß die wenig geübten und wenig soldatischen englischen Luststuppen einen immer deutlicher werdenden schädlichen Einfluß auf die militärische Disziplin ihrer französischen Kollegen ausüben.